Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 43 (1949)
Heft: 5

Artikel: Georg Bernanos (Fortsetzung) : Teil 3 und 4
Autor: Hug, Herbert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-139245

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Georg Bernanos

(Fortsetzung.)

3.

Georg Bernanos ist und will auch als Dichter, der das Leben in seinem Herzen filtert, um die geheime, mit Balsam und Gift erfüllte Essenz herauszuziehen, nur *Zeuge* sein. Er schildert, was er beobachtet und was jedermann beobachten könnte, wenn ihm dieselbe Sehschärfe gegeben wäre; denn es ist gewöhnliches Land, in dem sich seine Romangestalten bewegen, der Artois mit seinem gegen das Meer hin sich auflösenden Horizont, mit seinen Städten und Dörfern, wie Boulogne, Desvres, Etaples, Montreuil, Campagne, Heuchin und vor allem Lumbres, Ortschaftsnamen, denen wir in Bernanos' großen Romanen immer wieder begegnen. Es leben dort Menschen, die sich von unsereinem kaum merklich unterscheiden, Arbeiter und Bauern, Müller und Mehlhändler, Bierbrauer und Geschäftsleute, wie wir sie auch haben und kennen, keine Leute also, die wir des besonderen Interesses eines Schriftstellers für wert und würdig erachten, auch kaum die Amtsleute, die Richter, Räte und Abgeordneten eines solchen Bezirkes, und schon gar nicht die Kleriker in jenen Diözesen, die Kaplane, Pfarrherren, Äbte und Bischöfe. Für die meisten gibt es da nichts Sonderliches zu sehen, denn weitaus die Mehrzahl der Menschen pflegt das Leben in seiner Mannigfaltigkeit zu verallgemeinern, zu verflachen, zu versimpeln. Daran ist nicht zuletzt die Wissenschaft schuld. Sie läßt uns über den Einzelmenschen im unklaren. Sie begnügt sich damit, die Umstände aufzuhellen, die ihn mit dem allgemeinen Geschehen verbinden; sie katalogisiert das Leben. Die Kunst aber widerstrebt den Allgemeinbegriffen, sie stellt nur das Einzelwesen dar, will nur das Einmalige. Sie reiht nicht ein, sondern aus. Sie hat es gar nicht nötig, ihre Aufmerksamkeit besonderen Gestalten und Mächten zuzuwenden; sie entdeckt vielmehr das besondere, das einmalige Leben in irgendwelchen Gestalten und Mächten, ob sie nun göttlich seien, mittelmäßig oder verbrecherisch.

Gleich sein 1926 erschienener Erstlingsroman *«Die Sonne Satans»* — der am 20. Februar 1888 in Paris geborene Dichter stand damals bereits im gereiften Mannesalter — beginnt in seinem ersten Teil mit der Geschichte der Germaine Malorthy aus dem Artois, der kaum der Schule entlassenen Tochter eines Bierbrauers, welcher das Korn zugunsten der Gerste aufgab und Politik und Bier machte, das eine wie das andere reichlich schlecht. Dies kleine Bürgermädchen verstand zu lieben, das heißt, sie nährte wie eine schöne reifende Frucht die Begierde nach der Lust und der Gefahr in sich, die unerschrockene Zuversicht derer, die alles auf einen Wurf setzen, einer unbekannten Welt Trotz bieten und mit jeder Generation von neuem die Geschichte des alten Universums beginnen. Das von den Erschütterungen seiner körper-

lichen Entwicklung fast zur Raserei gebrachte junge Wesen tobt sich heimlich und unheimlich aus und zieht mit einer geradezu teuflischen Zwangsläufigkeit einen Arzt, einen heruntergekommenen Marquis und vor allem den Abgeordneten des Bezirks, von dem sie dann ein Kind empfängt, in den Strudel der Leidenschaften. Der Leser erlebt den ganzen Aufruhr hirnbetäubender Gedanken und der unermeßlich vielen Lügen, die in diesem Menschenkind wie in einem Bienenkorb schwirren; er erfährt die grauenhaft ansteckende Lust am Bösen, am Bösen, das zuletzt ergriffen und besessen wird, und er begreift, daß das Laster eine langsame und tiefe Wurzel in das Herz gräbt; aber die schöne giftige Blume schimmert und glänzt nur einen einzigen Tag. So scheint hier «die Sonne Satans» böse und verderbenbringend über schlimmstes menschliches Sumpfland. Aber mit diesem mehr äußerlichen Schauspiel entläßt uns der Dichter wahrlich nicht; es ist vielmehr bloß Einleitung und Ouvertüre zu einem ganz andern Drama der Seele. Denn in das Sumpfland eingerammt sind ja schließlich die Pfeiler der Kirche, und zwar der katholischen Kirche mit ihrem Anspruch, die alleinseligmachende zu sein, und ihre Priester sind am Werke, das rettende Netz Petri auch und gerade in diese verlorene und verlogene Welt auszuwerfen, um die im Höllenpfuhl versumpften Seelen herauszufischen. Kontrastierend zum gewitterschwülen Gewoge erotischer Ausbrüche flicht darum Bernanos ein Kapitel ein, aus dem uns die fröstelnde Luft eines Pfarrzimmers entgegenschlägt, wo der altehrwürdige Kanonikus Abbé Menou-Segrais, der sich in der Geschichte der mystischen Benediktinerinnen, der heiligen Gertrud, der heiligen Mechtild und der heiligen Hildegard glänzend auskennt, mit seinem Freund, dem Abbé Demange seine Gedanken austauscht über einen jungen, ungehobelten Priester, der ihm, dem Dechanten von Campagne, zur Obhut anvertraut ward. Wegen seiner linkischen Art konnte dieser junge Priester die Zustimmung seiner Vorgesetzten nicht erreichen und durfte darum auch nicht selbständig ein Amt übernehmen. Aber der Dichter läßt uns keinen Augenblick in Zweifel darüber, daß Gott seinen Kampf nicht mit jenen klugen, konzilianten Priestern führt, sondern gerade mit diesem offiziell nicht anerkannten und eher belächeltem Mann, von dem der alte Kanonikus folgende bezeichnende Charakteristik gibt: «Ein großer Bursche mit breiten Schultern, von einem so einfältig guten Willen, daß es nicht auszuhalten ist; noch unerträglicher wird er mit seinen Versuchen, zarte Rücksicht zu nehmen, seine roten Hände zu verstecken, mit seinen genagelten Schuhen vorsichtig aufzutreten und seine Stimme zu dämpfen, die für Ochsen und Pferde geschaffen ist ... Mein kleiner Setter beriecht ihn mit Ekel, meine Haushälterin hat es satt, seine Soutane zu flicken und zu reinigen, die eine von seinen beiden, die noch einigermaßen anständig aussieht ... Von Erziehung keine Spur. Von Kenntnissen kaum mehr, als man braucht, um hinlänglich das Brevier zu lesen. Gewiß liest er die Messe mit lobenswerter Frömmigkeit, aber so lang-

sam und mit so ungeschickter Beflissenheit, daß mir in meinem Chorstuhl der Schweiß ausbricht, obgleich es da verteufelt kalt ist! Schon bei dem Gedanken, auf der Kanzel einer so verwöhnten Zuhörerschaft wie der unsern entgegenzutreten, schien er so unglücklich, daß ich ihn dazu nicht zu zwingen wagte und weiter meine arme Kehle plagen muß. Was soll ich Ihnen noch sagen? Den ganzen Tag läuft er auf schmutzigen Wegen herum, wie ein Landstreicher anzuschauen; mit den Fuhrleuten gibt er sich ab in der trügerischen Hoffnung, er werde diese Herren eine Sprache lehren, die der göttlichen Majestät weniger nahetrete, und der Geruch, den er aus den Ställen mit sich bringt, belästigt die Frommen. Schließlich habe ich ihm noch nicht einmal beibringen können, eine Partie Tric-Trac mit Anstand zu verlieren. Um 9 Uhr ist er schon schlaftrunken, und ich muß auf diese Unterhaltung verzichten . . .» Doch ebendieser «unnütze Esser» ist der einzige, der seinen Glauben existentiell lebt und so in der unsagbaren Qual seiner eintönigen Prüfungsjahre zu dem heranreift, was ihm von der Vorsehung bestimmt ist: ein Werkzeug Gottes zu werden und als Pfarrer von Lumbres ein Heiligenleben zu führen inmitten aller Greuel und Versuchungen. Bernanos läßt uns die Anfechtungen und Kämpfe mit erleben, die dieser Priester besteht im Ringen um die verlorenen Schafe seiner Herde und so auch um die Seele jenes Mädchens, das mit verbundenen Augen in einen Abgrund von unbegreiflicher Niedertracht stürzt und zuletzt in den Selbstmord. Beim Lesen hat man den vollendeten Eindruck, einer Höllenfahrt beizuwohnen, und man erschrickt vor der heraufbeschworenen Übermacht des Bösen dergestalt, daß man sich fragen muß: Wer ist Herr auf dieser Erde, Gott oder der Teufel? Der Heilige von Lumbres, der Pfarrer Donissan, hat von Gott die Gabe der Herzensschau, einen sechsten Sinn erhalten für die verborgene Sünde, die er aus allen Schlupfwinkeln vertreibt; aber siehe da, dieser von Gott bestellte Jäger Satans wird selber vom Satan wie ein armes Wild gejagt, und er läßt ihn nicht einmal dann in Ruhe, wenn er von den Stufen des Altars zum Kreuz aufblickt. Denn Satan findet sich nicht nur in geilen Blicken, in ruchlosen Händen, in Ohren, die voll Wind sind, ja, mitunter sucht man ihn im Fleisch, das die elende Lust durchdringt, vergebens. Satan ist überall, «auch im Gebet des Einsiedlers, in seinem Fasten und seiner Kasteiung, im Innern der tiefsten Verzückung und im Schweigen des Herzens . . . Er vergiftet das Weihwasser, er brennt in der geweihten Kerze, atmet im Mund der Jungfrauen, verwundet mit dem Büßerhemd und der Geißel, und wohin er kommt, ist alles vergiftet. Man sah ihn auf den Lippen lügen, die sich öffneten, um das Wort der Wahrheit zu verkünden, man sah ihn, wie er den Gerechten durch Donner und Blitze seligen Entzückens bis in die Arme Gottes verfolgte . . .» Und so wird der nach beseligender Gnade dürstende Gottesknecht von Lumbres selber von Satan durch sein Leben und noch durch seinen ihn überfallenden Tod hindurch gehetzt «bis in die Arme Gottes hinein», und auf dem Gesicht des im Beichtstuhl Ge-

storbenen starrt Höllengraus. Auf solch ein Geschehen paßt der Titel des Romans «Unter der Sonne Satans».

Herkommend von den Gestaden einer gesicherten Menschlichkeit wird man über einen solchen Roman nur den Kopf schütteln können. Aber vielleicht existieren solche Gestade nur noch in unserer Illusion; denn die Welt und alles in der Welt ist verteufelt wankend geworden, und man wird heute für dieses Erstlingswerk Bernanos' schon ein wenig mehr Verständnis aufzubringen geneigt sein, als dies vor mehr als zwanzig Jahren der Fall war. Damals begnügten sich die Vorsichtigen mit einer zurückhaltend abwartenden Kritik, indessen vor allem von kirchlicher Seite her eine wahre Sintflut erbittert ablehnender Stimmen folgte; aber seither hat man es doch schon erfahren, daß auch die Hölle auf Erden ihre Klöster hat. Es ist zu bequem, sich die Gedankenwelt Bernanos' dadurch vom Leibe halten zu wollen, daß man sie mit dem Anathema der Irrlehre belegt und sie mithin dem Manichäismus unterstellt. Denn Bernanos ist den Lockungen Manis nicht erlegen und hat dessen dualistische Lehre vom Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Licht und Finsternis als ewigen Gegensätzen nie geteilt. Er hat nur wieder den Teufel ernst genommen, wie er im Buch der Bücher gelehrt wird, den johanneischen «Fürsten dieser Welt», um deswillen Gottes Sohn die Hölle der Gottverlassenheit auf sich nahm und am Kreuze verschied. Diesen, den richtigen satanischen Teufel, der auch den Herrn versuchte, entdeckte Bernanos wieder für unsere Zeit und Welt, so wie einst Dante für seine Zeit die Hölle beschrieb. Goethes philosophisch angehauchter und für jede tiefere Kulturphilosophie durchaus annehmbarer Teufel, der stets das Böse will und stets das Gute schafft, ist uns mit seinem mephistophelischen Antlitz bereits zu vertraut, als daß wir uns noch vor ihm grauen lassen. Und der Teufel der russischen Religionsphilosophie, der Teufel Dostojewskijs und vor allem Solovjeffs, der als Antichrist aus seinem metaphysischen Versteck heraus diplomatisch und problematisch den Brodem des Chaos in die Verwaltung der Menschheitsgeschäfte hineinbläst, bewohnt zu sehr das ferne Reich der Ideen, als daß er uns real begegnen und treffen könnte. Bernanos' Teufel jedoch ist die leibhaftige, unproblematische und brutale Macht des Bösen, ist *der* Böse des Unservater, vor dem jedes Kind Angst hat, weil er die Menschen anfällt wie ein Räuber und sie in Wollust und Verzweiflung ins Verderben stößt. Ein Teufel, der es dazu bringt, daß ein Mädchen das Rasiermesser nimmt, sich vor dem Spiegel hinstellt, das Kinn rückwärts geworfen, die Kehle gespannt und dargeboten, um die Schneide bewußt und blutdürstig anzulegen und sie in ihrem Fleisch knirschen zu hören ... Man kann versuchen, sich solche Dinge vom Auge zu halten, weil sie zu grausam sind; aber wenn man sie auch nicht sieht, sie ereignen sich doch, und wer ihre Rätsel verstehen will, sucht vergebens Rat bei jenen Philosophen, die durch eine kluge Mischung von Mathematik mit Geist aus dem Daseinsproblem eine Zerstreuung für anstän-

dige Leute machen. «Die Welt ist keine gut zusammengebaute Maschine», heißt es in diesem Buche irgendwo. «Gott warf uns zwischen Sich und Satan als seinen letzten Wall . . . Und so hoch wir uns auch in Gebet und Liebe erheben, wir tragen ihn, an unsere Flanken geheftet, mit uns, den greulichen, vor unermeßlichem Gelächter berstenden Begleiter! Wir wollen zusammen beten . . .» Der Pfarrer von Lumbres kommt schließlich zur Einsicht, daß es dem Menschen bestimmt sei, bis in die Todesqual hinein die Prüfungen der Seele zu erdulden, ohne die sieghafte Macht der Gnade im Erlebnis der Freude zu erfahren; denn auch «der Mann am Kreuz ist nicht dazu da, um zu siegen, sondern um bis zum Tod Zeugnis abzulegen wider List, Unrecht, Gemeinheit und falschen Urteilsspruch, gegen die er Gott anruft».

Man wird gegen diese untheologische, aber temperamentvolle Theologie[13] manchen kritischen Einwand ins Feld führen können, aber der Sturm echter Leidenschaft, der dieses Buch durchbraust, macht es uns unmöglich, es kalten Blutes zu lesen. Es wirft Fragen auf, die in die Mitte des Glaubens weisen. Bernanos selbst ist von diesen Fragen bedrängt, und darum muß er sie entäußern in einem zweiten und dritten Buch, das in der deutschen Übertragung unter dem Titel *«Der Abtrünnige»* erschienen ist, aber im Original in die beiden Romane zerfällt: *«L'imposture»* (Der Betrug) und *«La Joie»* (Die Freude). Beide Bücher hängen aufs engste miteinander zusammen, so daß das erste im zweiten eine gewisse Ergänzung findet; ich sage absichtlich eine «gewisse» Ergänzung bloß. Denn der erste Roman «Der Betrug» enthält eigentlich überhaupt keine Handlung, sondern das Ganze ist, im Grunde genommen, eine gedrängte Zusammenballung von nächtlichen Monologen, Dialogen, Halluzinationen und Delirien, so daß man am Ende der Lektüre, nach dreihundert Seiten, immer noch in der aussichts- und ausweglosen Situation des Anfangs steht. Literarisch betrachtet, kann man sich fragen, ob ein solcher Gedankenerguß überhaupt noch zur Gattung der Romane zu rechnen sei, und ein Kritiker hat geurteilt: «Dieser Roman ist eine einzige seelische Marter für den Leser, der einen Roman liest, um sich ein Vergnügen zu verschaffen, aber nicht, um sich eine Krankheit zu holen» (Karl Pfleger). Doch hat ein Kenner wie Bertrand vom Standpunkt des Literaten dieses Buch restlos bewundert, zwar nicht wegen seiner Ausgeglichenheit, aber wegen seiner außerordentlichen Fülle und Kühnheit. Besonders die Art, in der Bernanos den Roman aufbaut, ihn vielmehr zyklopisch in riesigen Blöcken auftürmt, ist einzigartig. Die schmalspurige Logik des diskursiven Verstandes ist durch eine mächtige, organische Logik ersetzt, welche aus der geistigen Atmosphäre einer Szene, eines Bildes gleich das andere, das Gegenbild *en bloc* schöpferisch heraushebt. Äußerlich und quantitativ geschieht, wie gesagt,

---

[13] Vgl. Gurian, Waldemar: Untheologische «Theologie» als Kampfmittel. In: «Abendland». Jg. 5, H. 3, Dez. 1929, S. 101 f.

so gut wie nichts, aber innerlich und qualitativ wird ungefähr das Letzte und Verzweifeltste entfaltet, was einem Christenmenschen und besonders einer Priesterseele passieren kann. Abbé Cénabre, weltberühmt durch seine «Geschichte des Arianismus» und seine «Florentinischen Mystiker» und überdies durch seinen eleganten, unangreifbaren Skeptizismus, hat den Glauben verloren. Der Roman führt mitten in den Ausbruch, nicht in die Entwicklung, sondern in die elementare Krise hinein. Nicht als ob sein Glaube bis jetzt eine bewußte Heuchelei gewesen wäre. Aber er war kein organischer Teil seines Seelenlebens, sondern nur ein selbstverständliches Anhängsel des geistlichen Berufes, den er ergriffen hatte, weil er der einzige Ausweg aus der sozialen Armseligkeit seiner Familie war. Dies Anhängsel hat sich nun plötzlich losgelöst. «Ich glaube nicht mehr.» Er ist bestürzt, ratlos, ruft telephonisch den ihm bekannten Abbé Chevance, weil er jetzt nicht allein sein kann, weil er einen «Zeugen» haben muß; warum, das weiß er selber nicht genau. Dieser Chevance, wegen einer Ungeschicktheit seines Pfarramtes in der Provinz enthoben und als Hilfspriester an eine Kirche in Paris versetzt, ist ein Wunder von erschreckender Demut und kindlicher Einfalt, mit dem übernatürlichen Blick für die Unterscheidung der Geister begabt; er ahnt mit absoluter, mit Worten nicht zu beweisender Sicherheit, daß vor seinen Augen Cénabre sozusagen physisch vom Satan ergriffen wird; er bettelt, jammert, fleht unter Tränen und auf den Knien vor dem Unglückseligen, mit der ohnmächtigen Hoffnung der Verzweiflung, das Unwiderrufliche könne noch widerrufen werden. Er wird mit Tritten und Schlägen eines mystischen Hasses hinausgeworfen. Drinnen bleibt ein Mensch, der die ganze Nacht hindurch vom «allegro furioso» eines inwendigen Höllensturmes wie ein abgerissenes Blatt hin und her gewirbelt wird und gar nicht mehr weiß, daß er sich die Mündung des entsicherten Revolvers minutenlang an die Stirne preßte. Da ist alles ein ruhe- und rastloses, traumhaft sich wandelndes Gewoge von Gefühlen, Leidenschaften, Wutausbrüchen mit Intervallen einer rätselhaft verruchten Seligkeit, ein Gewoge von gespenstischen Nebelschwaden über einem großen, in Nacht und Graus sich verlierenden Sumpf. Alles kreist wiederum mit faszinierender Kraft um das teuflische Prinzip der Verwüstung, das in der Seele dieses Priesters haust. Und in diesem Zustand verlassen wir ihn. Doch zwischendurch leuchtet auch hier ein einziger Lichtpunkt. Abbé Chevance, der reine, heilige Tor — er erinnert an jenen Pfarrer von Lumbres, den wir kennengelernt haben —, will das Unmögliche unternehmen und in stellvertretendem zeitlichem Tod den andern vom ewigen Tod erretten. Es gelingt ihm nicht. Auch er versinkt sterbend in niederschmetternder Gottverlassenheit. Zwar stirbt er so, weil er für Cénabre stirbt, weil er dessen Sünde auf sich nehmen und dafür bezahlen will. Aber vollenden kann dieses von ihm begonnene Werk erst seine geistliche Tochter, die reine Jungfrau Chantal. Sie, die jetzt fassungslos und schmerzzerrissen vor dem trostlosen Ende dessen

steht, der als einziger ihre Seele mitten in das Geheimnis der Gottesfreude geführt hat, tritt mit der lodernden Flamme dieses ungeheuerlichen Opfertodes in das Leben des Apostaten ein, und der Leser ahnt bloß, daß noch Gnade, Licht und Freude von diesem Tode ausgehen werden. In der Tat, ein Geschehen, das im Grunde kein Geschehen, sondern eine mit dem ganzen Feuer mystischer Leidenschaft vorgetragene Illusion ist, ein einziger — Betrug. So wirkt dieser Roman wie ein ergreifender Kommentar zu Psalm 49, 8 und 9: «Kann doch einen Bruder niemand erlösen noch ihn Gott versöhnen (denn es kostet zuviel, ihre Seele zu erlösen; man muß es lassen anstehen ewiglich)» und zu Matth. 16, 26 b: «Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?»

Das Stichwort «*Freude*» als Titel über dem zweiten Buch des Romans klingt nach alledem wenig glaubwürdig. Es ist nur verständlich im Blick auf die Chantal de Clergie, die im Grunde ein Kind ist, ein Kind nicht nur vor den Menschen, sondern, was mehr ist, vor Gott. Ihr franziskanisches Wesen strahlt die süße Majestät der Gotteskindschaft aus und erscheint als das lebendige Gefäß, aus dem Gott den empfänglich Hungernden die große Freude schenkt. Aber diese Freude entbehrt der sieghaft heilenden Kraft. Sie leuchtet nur, um die Tragödie um so erschütternder zu gestalten. Denn dieses Jungmädchen mit lachendem Herzen wird in einen unwiderstehlichen Wirbel hineingezogen und innerhalb weniger Wochen zu den furchterregenden, heiligen Tiefen des Lebens entführt. Inmitten des trostlosen Grauens ihres Elternhauses und des dort verkehrenden Klerus und Akademikertums wird es allen und jedem ein Ärgernis oder eine Torheit, ja, ein Anreiz zu Sünde und Verbrechen, und ausgerechnet ein dem Bösen am tiefsten verfallener, rauschgiftsüchtiger Chauffeur findet mit dem Scharfblick des Besessenen des Rätsels Lösung: die Gnade ist in das Haus eingebrochen, und Chantal ist ihr Werkzeug. Wunderbar zeichnet Bernanos die mächtige Stringenz des übernatürlichen Geschehens, wie dieses Mädchen die Stationen eines inwendigen Kreuzweges durchlebt, bis aus der Wunde ihres Herzens ein übermenschliches Mitleid mit der sündigen Kreatur quillt und zur Todesbereitschaft drängt. «Die Freude» ist also nichts anderes als die Geschichte ihres Opferlebens und Opfertodes zur Rettung des «Abtrünnigen». So überschreibt sinnvoll die deutsche Übersetzung den ganzen Roman, dessen zwei Teile im Französischen nicht ohne Nachteil getrennt erschienen. Aber ist nicht das alles zu schwarz, und diese Freude, ist sie nicht selbst zu düster? Wer zur *Mystik* keinerlei Neigung hat, wird sich von diesen leidenschaftlichen Schilderungen innerer Vorgänge vielleicht sogar angewidert fühlen. Er wird den Ekstasen nicht folgen können, in denen Chantal die Passion Christi erlebt und das schreckliche Antlitz des erhängten Verräters schaut. Aber auch für den, dem das Wesen der Mystik und ihrer Geschichte nicht ganz fremd ist, bleibt der Eindruck zurück, daß sich bei Bernanos diese Dinge in einem wesentlich

dämonischen Aspekt darstellen. Die Nachtseite der Mystik bekommen wir durch ihn zu Gesicht, und ihre Lichtseite verliert sich in einem Jenseits der Ahnung und der unzuverlässigen Andeutung. Doch vielleicht *muß* das sein. Vielleicht muß die Mystik, sofern sie Sichtbares aufweist, im Negativen enden. Denn der Weg der Mystik ist ja die *«via negationis»*, d. h. der Weg der Verneinung. Sie schreitet vorwärts, indem sie zurückweicht; sie findet, indem sie verliert; sie hebt sich empor, indem sie fällt. Und vor allem lebt sie von des Daseins Geheimnis, das auch vom erleuchtetsten Divinationsvermögen nie ganz entschleiert wird. Das Geheimnis aller Geheimnisse aber ist das *«mysterium iniquitatis»*, die Tatsache der Ungerechtigkeit auf Erden im Angesicht des gerechten Gottes, die Tatsache des Bösen, das unser Menschenleben zerwühlt, eingedenk dessen, der sprach: «Und siehe, es war sehr gut!» Dieses Geheimnis ist es, in das Bernanos seine scharf geschliffenen Gedanken bis in des Wahnsinns grundlose Tiefe hineinbohrt, und darum sucht er als Katholik gerade beim Priestertum Weisung und Hilfe. Er findet sie nicht beim Priestertum als solchem, und bei seiner unheilbaren Abneigung gegen den «mittelmäßigen» Priester erwartet er sie auch nicht von dort. Aber er glaubt, daß sich innerhalb des Priestertums das Außerordentliche und Einmalige der göttlichen Offenbarung doch je und dann ereignen wird, wo immer sich einer auf den Weg der Buße und des Gehorsams unter dem Kreuz stellen läßt. Er glaubt, daß der wahrhaft Pönitierende noch heute mitten in der Schuttmasse der Kirche jene Perle finde, derentwegen einst ein Kaufmann hinging und alles verkaufte, was er hatte. Also Bernanos glaubt an Gott, an sein Reich, an die ewige Freude. Nur ist sie nicht auffindbar, in keinen Dimensionen des empirischen Seins. Und das ist im Grunde nichts anderes als die Weisheit Gottes, die der Welt als eine Torheit gilt. Es ist erstaunlich, daß ein Romandichter mit so unbeirrbarer Konsequenz seine großen und — man möchte fast sagen — raffinierten Künstlertalente ganz in den Dienst dieser Erkenntnis stellt.

Auch *«Die Geschichte der Mouchette»* fügt sich diesem Zusammenhang ein. Es geht auch hier um die Erforschung der Sünde, ihrer Anlässe und ihrer Auswirkungen, allein mit dem Unterschied, daß hier die *Armut* als nie fehlender Hintergrund des Ganzen thematisch führend wird. Diese Erzählung voll düsterer Melancholie erinnert an ein Gemälde Vincent van Goghs, und zwar aus dessen schwermütiger Brabanter Zeit, etwa an «die Kartoffelesser», an jene Bauernfamilie, die am Abend bei qualmendem Lämpchen um die dampfende Schüssel sitzt — ein Bild, das den ganzen schweren Ernst der Mahlzeit der Armen verkörpert. Es ist ganz in der Ordnung, solche Vergleiche zu ziehen, denn Bernanos selbst sagt in dieser Erzählung: «Für alle, die im Elend sind, genügt der eine Begriff Elend. Ihr Elend hat kein Gesicht.» Das heißt: es ist überall und zu allen Zeiten Elend und nichts als Elend. Wo das Elend lagert, da spielen der Schnaps eine Rolle und die Müdigkeit der

Glieder nach angestrengter Arbeit und die verborgene Bettstatt, wo das Raubtier im Menschen knurrt voll körperlichen Wohlbehagens. Mit wieviel bis zu Tränen rührendem Erbarmen weiß Bernanos zu schildern, was auf ein solches Mädchen aus einer notorischen Schnapserfamilie alles wartet, wie es eines Tages einfach wegläuft von der Schule und nicht wieder heimkehrt, sondern durch Schmutz und Nässe watet, um in einer Feldhütte, einmal ohne Prügel zu gewärtigen, Zuflucht für eine Nacht zu finden. Doch es kann nicht anders sein. Wer seinem eigenen Elend entrinnen will, kommt erst recht vom Regen in die Traufe. Es begibt sich, daß ein Vagant dort ebenfalls Schutz und Wärme sucht, und natürlich hat auch er seinen sauren Wacholderschoppen nicht vergessen. Die beiden verstehen sich gut und fühlen Mitleid miteinander wie diebische Katzen, die verjagt wurden. Zu lügen und zu hinterlisten ist beiden von Kindheit an ein vertrautes, notwendiges Geschäft, und daß in einer solchen Nacht ein Kindlein erzeugt wird auf Stroh und Schmutz, ein selbstverständlicher Vorgang. Selbstverständlich auch, daß man es nie zugeben wird, sondern noch seine Lust daran hat, andere ins Unglück zu reiten und zu verleumden. Es kommt selbstverständlich alles doch einmal aus. Dann ist es ein trüber Tag, und weil der Tag so trüb ist, gibt es auch trübes Wasser, in denen die arme Mouchette ihr armes Leben versenkt. Es kann und darf aber kein Tadel auf sie fallen. Auch der Pfarrherr jenes Sprengels — er gleicht wiederum dem «Heiligen von Lumbres» — kennt die Mouchette, ihren Vater, ihre Mutter, ihre ganze Umgebung. Er kennt die Arbeiter mit ihren müden Lidern, die Bauersfrauen, die nach saurer Milch und nach Schweinefutter riechen. Er kennt die Arbeitshände, Hausfrauenhände, die in Ruhestellung lächerlich wirken, und von deren Lächerlichkeit die armen Leute eine gewisse Ahnung haben, denn wenn sie müßig sind, verstecken sie sie gern. Er empfindet es als grausamen Spott, wenn er vom Arbeiter in Sonntagskleidung sagen hört, er wisse nicht, was er mit seinen Händen anfangen soll: denn er versteht, daß man einzig der Arbeit dieser dienenden Hände sein tägliches Brot verdankt. Er durchschaut die Armut und ihre von Sünden schwangere Atmosphäre, und er weiß nur um *eine* Arznei dagegen: die Vergebung der Sünden um Jesu Christi willen, des Heilandes, der sich solidarisch erklärt hat mit dem Geringsten seiner Brüder. Und so spendet er denn auch der Mouchette bei einer Begegnung mit ihr auf einsamem Wege das lösende Wort des Erbarmens, aber dieses Wort der Absolution vermag den zwanghaften Todeskreis der Armen bloß zu tangieren. Eine Rettung ins Diesseits gelingt nicht mehr, sondern nur eine solche ins Jenseits. Aber das ist keineswegs der Sinn der Erzählung. Der Dichter will im Gegenteil sagen: die Todesmacht, die aus der Hölle stammt, hat hier wieder einmal ihr Opfer gefunden. Den Reichen und Mächtigen stehen tausend Hilfsmittel zur Verfügung, um sie für eine Weile scheinbar zu narren, aber «den mit der geheiligten Kennmarke des Elendes gezeichneten Armen» überrumpelt sie mit Ge-

walt. «Kaum ist eine Bresche der Verzweiflung in diese einfältigen Seelen geschlagen, dann bleibt ihnen in ihrer Unwissenheit tatsächlich kein anderes Mittel als der Selbstmord, der Selbstmord des Elenden, der dem des Kindes so ähnlich ist.»

Erdröhnt aus einem solchen Roman nicht dieselbe Anklage wie aus jenem oben erwähnten Armeleutebild van Goghs, das die Satten und Sichern aus ihrem Schlaf erwecken und sie zu Hilfe rufen will? Der Maler wie der Dichter stellen die Abgestumpftheit der Elenden mit jener rauhen Offenheit dar, die nur dem zornigen Grimm vertraut. Und wer das liest und sieht, der wird von einer Atmosphäre großmenschlichen starken Mitleids umweht, in welcher die Früchte des Guten reifen.

4.

Wir wenden uns nun dem «*Tagebuch eines Landpfarrers*[14]» zu, einem Werke, das den Romanpreis, den die Académie Française ihm im Jahre 1936 zugedacht hat, voll und ganz rechtfertigt. Mit ihm hat uns Bernanos ein Buch geschenkt, das die zeitgenössische Literatur turmhoch überragt, und das zugleich auch die Krone seines eigenen Schaffens darstellt. Im Blick darauf darf mit Karl Pfleger wirklich von einem «Aufstieg ins Mysterium[15]» gesprochen werden. Wiederum hat es mit den schon besprochenen Romanen das seltsame Interesse am Priesterstande gemein. Wiederum führt es auf seinem bald wild, bald träge dahinziehenden Gedankenfluß dieselbe Problemmasse von Sünde, Tod und Teufel mit sich, nur daß hier alles noch viel intensiver durchschaut und von *einem* Gesichtspunkt aus durchdrungen wird, nämlich von dem des Tagebuchschreibers. Daß es sich «nur» um einen Roman handelt, und nicht um ein wirkliches Tagebuch, dem kommt der Leser kaum auf die Spur; denn sowohl inhaltlich als auch formell erweckt jede Seite die Armutsatmosphäre einer echt französischen, vom jahrzehntelangen Laizismus religiös ausgehöhlten Landpfarre, in der zur seltenen Ausnahme ein wahrhaft Pönitierender seines geistlichen Amtes waltet inmitten von unsäglich viel Schmutz und Niedertracht. Gattungsmäßig erinnert mich das Buch an Goethes Werther, sofern hier wie dort die Kunst der Identifikation als vollendet erscheint. Bernanos verwendet nicht selten auch schriftstellerische Tricks, um die täuschende Ähnlichkeit seines «Tagebuches» mit dem Manuskript seines fingierten Autors sichtbar werden zu lassen, indem er den Text etwa durch folgende Einschübe unterbricht: «Hier fehlen zehn herausgerissene Seiten im Heft. Die wenigen Worte, die am inneren Rand stehengeblieben waren, sind sorgfältig ausgestrichen.» Oder: «Was an den Rändern der Heftseiten noch

---

[14] Der Titel des Originals lautet: «Journal d'un curé de campagne», Verlag Plon, Paris 1936. Die Zitate nach der deutschen Übertragung, erschienen bei J. Hegner in Leipzig 1938.

[15] A. a. O.

an Schrift übrigbleibt, ist unleserlich, jedes Wort ist mit so heftig aufgetragenen Federzügen hingesetzt, daß sie an manchen Stellen das Papier durchlöchert haben.» Kurzum, man liest das Tagebuch wirklich als ein solches und erlebt alle Stadien dessen, der es schrieb.

Auf eine eigentliche Inhaltsangabe können wir uns nicht einlassen, weil ein Tagebuch seinem Wesen nach zu disparate Elemente enthält. «Heute morgen habe ich mich entschlossen, das Tagebuch höchstens zwölf Monate lang zu führen. Nächstes Jahr, am 25. November, werde ich diese Blätter ins Feuer werfen und will dann versuchen sie zu vergessen.» In dieser Absicht läßt Bernanos seinen Tagebuchschreiber beginnen, was dem Leser als vollkommen glaubhaft erscheint; denn nichts läßt am Anfang darauf schließen, daß wir es mit besonders interessanten Ausführungen werden zu tun bekommen. Die Pfarre, in der der junge Priester wirkt, ist eine Landpfarre wie alle andern. «Alle Pfarren sind einander ähnlich. Natürlich nur die von heuzutage.» Das stellt der Tagebuchschreiber selber fest. Und er, der Pfarrer, ist auch einer von ganz gewöhnlichem Format. Was ihn allenfalls von andern unterscheidet, ist bloß dies, daß er nicht nur von armen, sondern von sehr armen Leuten abstammt. Für einen oberflächlichen Beobachter bin ich nicht wesentlich anders als meine Amtsbrüder. Ich bin ein Bauer wie sie. Aber ich stamme aus einer Familie von sehr armen Leuten, von Taglöhnern, Handlangern und Dienstmädchen.» Der Sinn für Eigentum ging ihm und seinen Vorfahren von jeher ab. Ein Frankenstück brannte ihnen in der Tasche, und wenn sie eines hatten, suchten sie sich sofort einen Gesellen, um es mit ihm zu versaufen. So rinnt auch dem Tagebuchschreiber das spärliche Geld wie Sand durch die Finger. Er braucht auch fast keines. Sein morbider Magen gestattet ihm keine währschafte Kost. Er nährt sich mit Brot und Rotwein. Und weil seine Ansprüche so gering sind, ist für ihn auch eine Haushälterin zu kostspielig und eigentlich überflüssig. Er lebt sein einsames Leben in seinem Pfarrhause, in das nur Bewegung hineinkommt, wenn ihn wieder einmal einer seiner Amtsbrüder besucht, unter denen der Herr Pfarrer von Torcy nicht nur durch seine Gesundheit, seinen Eifer und sein Gleichgewicht, sondern auch durch seine weise Welterfahrung und seinen gläubigen Geist weit emporragt. Dieser Pfarrer von Torcy, ein rechtschaffener Mann der Kirche, der, wenn es sein muß, auch zu herrschen versteht, dem darum auch das Dekanat von Heuchin anvertraut werden soll, ist von Bernanos liebevoll gezeichnet und erscheint als eine prächtige Priestergestalt, deren Existenz bloß in ihrer Konfrontation zur ärmlichen Pfarrgestalt des Tagebuchschreibers in ihrer Selbstsicherheit erschüttert wird. Der Armeleutepfarrer fühlt sich immer wieder in Schatten gestellt durch das sichere Auftreten seiner Amtsbrüder. Er ist nicht dazu geboren, zu herrschen und zu befehlen. Er kann das noch weniger, als sein bißchen Geld zusammenzuhalten, das sich in seinen Händen sofort zu Almosen auflöst. Selbst sein Vertrauen, die Pfarre einigermaßen recht verwalten zu kön-

nen, wird immer mehr wankend. Seine Tage werden in endlosen Laufereien zwischen den drei Dörfern seiner Gemeinde aufgebraucht, aber noch mehr zehren die schlaflosen Nächte an seinen Kräften. Denn in den Nächten bleibt sein Geist wach, und unablässig weiß er sich zur Rechenschaft gezogen vor seinem höchsten Richter. Die Leute, die einen Pfarrer von ferne beurteilen, von seinem behaglichen Schreibzimmer aus, wo er tagtäglich immer wieder die gleiche Arbeit verrichtet, können sich von der Unordnung und der Zerrissenheit seines täglichen Lebens kaum eine Vorstellung machen. Es reicht dem Tagebuchschreiber einigermaßen noch für den ordnungsgemäßen Dienst, dessen pünktliche Handhabung bei seinen Vorgesetzten erwartet wird. Doch da bleibt all das Unvorhergesehene. Und das gerade darf nicht übersehen werden, denn der «gute Kampf des Glaubens» will auch wirklich gekämpft sein, und da kann es zu Konflikten kommen, die schwerwiegender Art sind. Gerade der Tagebuchschreiber, der weiß: «Ich bin nicht Botschafter des Gottes der Philosophen, ich bin der Diener Jesu Christi» (die Anspielung auf einen ähnlich lautenden Ausspruch Pascals ist unverkennbar), muß sich zwanzigmal am Tag fragen: «Bin ich dort, wo der Herr mich haben will?», und wer auf diese Weise mit Gott gehen will, wird Wege gehen, die nicht die der Welt sind. «Man bietet den Menschen die Wahrheit nicht an wie eine Versicherungspolice oder einen Blutreinigungstee. Das Leben ist das Leben. Die Wahrheit Gottes aber ist das wahre Leben. Wir tun so, als trügen wir es zu den Menschen, aber tatsächlich trägt es uns», sagt der weise Pfarrer von Torcy unserem angefochtenen Landpfarrer, dessen schließlich unermeßliche Größe darin erkannt werden muß, daß er gerade nicht der Träger des Geschehens, sondern der ganz und gar Getragene desselben ist — zwar nicht der Getragene des die Umstände bestimmenden Schicksals oder eines unpersönlichen Fatums, sondern der von oben Getragene und von Christus wahrhaft Erfaßte und so in alle Höhen des Geistes und der Freiheit Emporgewirbelte. Es geraten noch andere in diesen Wirbel, nur wird *er* für unsere Augen am höchsten hinaufgewirbelt. Aber das weiß er gar nicht, wie sternenhoch die göttliche Strömung ihn aufwärtstreibt, selbst in den friedvollen Ahnungen seines Endes nicht. Er ist einer, von dem das Pauluswort gilt: «Was vor der Welt schwach ist, hat Gott erwählt, damit er das Starke zuschanden mache» (1. Kor. 1. 27 b). Aber wenn er es wüßte oder sich nur einbildete, solch ein Schwacher zu sein, dann wäre er eben keiner mehr. Er ist jedoch wirklich ein Schwacher und Armer vor der Welt und vor sich selber. Er hat kein Selbstvertrauen und — trotz seinem guten Willen, seine Gemeinde recht zu betreuen — auch kein kirchliches Selbstvertrauen. Die *Kirche* ist für ihn nicht das, was sich Doktor Delbende, der freidenkerische Arzt des Bezirks, unter ihr vorstellt: eine Art selbstherrlicher Staat mit eigenen Gesetzen, Beamten und einem Heer — ein vorübergehender, wenn auch noch so großartiger Abschnitt in der Geschichte der Menschheit. Nein, für ihn zieht die

Kirche durch die Zeit «wie eine Truppe durch unbekanntes Land, wo jede geregelte Verpflegung unmöglich ist. Sie lebt von den aufeinanderfolgenden Regierungen und Gesellschaften, so wie die Truppe von den Bewohnern, von der Hand in den Mund». Es wäre gut um eine Kirche bestellt, die dieses Signum abrahamitischer Fremdlingschaft an sich trüge. Bernanos läßt seinen Dorfpfarrer zu dieser Kirche gehören, in deren Gliedschaft der *Arme*, den er als den rechtmäßigen Erben Gottes bezeichnet, sein Königreich wiederfindet. Denn für ihn ist die Kirche auf der Suche nach dem Armen, sie ruft nach ihm auf allen Wegen der Erde. «Und der Arme ist stets an derselben Stelle, auf dem höchsten Grat des schwindelnden Gipfels, Aug in Auge mit dem Herrn der Abgründe, der ihm seit zwanzig Jahrhunderten mit seiner Stimme, die doch eine Engelstimme ist, mit seiner erhabenen Stimme unablässig wiederholt: ‚Alles dies gehört dir, wenn du dich niederwirfst und mich anbetest . . .'»

Hier müssen wir innehalten. Denn nun berühren wir das eigentliche Thema dieses «Tagebuches», das immer mehr ein Buch der Nächte wird, in deren schmerzensreichen Stunden der einsame Gotteskämpfer mit C. F. Meyer hätte bekennen können:

«Die Rechte streckt' ich schmerzlich oft
In Harmesnächten
Und fühlt' gedrückt sie unverhofft
Von einer Rechten —
Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen,
Doch will er treu sich allezeit
Mit uns verbünden.»

Nur legt der Diener seiner Kirche den Nachdruck darauf, daß Gott sich mit uns verbünden will, ja, daß er sich mit uns verbunden hat, und daß es nun eben gelte, das rechte Wort zu finden, um die Menschen des göttlichen Gnadenbundes froh werden zu lassen. Es ist gerade vom theologischen Standpunkt aus ungemein befruchtend, den Weg zu verfolgen, den dieser Landpfarrer einschlägt, um von der Bibel, vom Evangelium her in das praktische Gebiet der Seelsorge innerhalb seiner Gemeinde vorzudringen und Menschenseelen unter die Gewalt des Wortes Gottes zu zwingen. Außerordentlich hilfreich erweist sich bei diesem Unternehmen das amtsbrüderliche Gespräch mit jenem Pfarrer von Torcy, aus dessen Munde wir diamantklare Wahrheiten erfahren. Diese beiden Amtsbrüder ringen im Grunde miteinander um die *rechte Predigt*, wobei der eine mit seiner scharfen Intelligenz mehr der Gebende, der andere aber mit seinem wachen Herzen zwar mehr der Empfangende ist, dergestalt aber, daß sich bei ihm jede Erkenntnis existentiell ausdrückt. Beide wissen, daß Gottes Wort «ein glühendes Eisen» ist. Wer es lehren will und es mit Zangen anfaßt, aus Angst, sich daran zu brennen, ist ein lächerlicher «verbi divini minister». «Ein Priester, der von der Kan-

zel der Wahrheit herabsteigt, den Mund noch voll Gegacker, ein wenig erhitzt, aber zufrieden, der hat nicht gepredigt — im besten Falle hat er geschnurrt. Allerdings kann das einem jeden vorkommen», fügt der Pfarrer von Torcy gerechterweise bei, «wir sind alle arme Schläfer, und es ist manchmal verteufelt schwer, sich wachzuhalten. Sogar die Apostel einst in Gethsemane haben fest geschlafen. Aber man muß sich immer einmal wieder Rechenschaft geben. Und du siehst doch auch ein, daß einer, der große Gebärden macht und schwitzt wie ein Möbelträger beim Umzug, deshalb noch nicht wacher sein muß als die andern. Ich behaupte nur: wenn der Herr zufällig ein Wort aus mir herauszieht, das den Seelen nützt, so spüre ich es daran, daß es mir weh tut.» Dieser Pfarrer weiß, wie schwer es ist, an Gottes Wort nichts abzumarkten, sondern es ohne diplomatische Kunstkniffe weiterzugeben. Er kennt die Menschen, wie sie sich diesem Worte gegenüber verschanzen, kennt die Großen und Klugen, die es für schlau halten, das Felsen sprengende Wort wie ein harmloses Kindermärchen zu behandeln und aus ihm nur die rührenden, dichterisch vielleicht schönen Einzelheiten herauszupflücken. Er kennt die trügerischen Lippen, die das «Lasset die Kindlein zu mir kommen» dahergirren, das darauffolgende Wort aber unterschlagen: «So ihr nicht seid wie eines dieser Kleinen, werdet ihr nicht in das Reich Gottes eingehen.» Er nennt dieses Wort «eins der schrecklichsten Worte vielleicht, die je eines Menschen Ohr vernommen haben», und zwar darum, weil es am kräftigsten die Grundverfassung unserer auf Macht, Größe und Reichtum erbauten Welt erschüttert. Damit wird der Grundakkord des ganzen Buches, ja, der gesamten Gedankenwelt Bernanos angeschlagen: die revolutionäre Kraft des Evangeliums, das die Kinder preist und die Armen schützt, angesichts der verteufelten Machtfülle des «Fürsten dieser Welt», des Mammons. «Leichter geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher in das Himmelreich . . .» Oh, der Pfarrer von Torcy kennt diesen Text, und auch er findet ihn schwierig; aber er ist nicht geneigt, seinem Sinn mit jesuitischen Begriffsunterscheidungen auszuweichen. Wenn die Diplomaten vorschlagen, das Nadelöhr sei eines der Tore von Jerusalem gewesen — nur ein etwas schmales —, so daß der Reiche also, um in das Königreich hineinzugelangen, bloß Gefahr liefe, sich die Waden zu zerkratzen und sich den schönen Rock am Ellbogen aufzureiben, dann gerät er in Wut. Er ist vielmehr der Ansicht, daß unser Herr mit eigener Hand auf die Geldsäcke «Lebensgefahr» geschrieben hätte, wie das Straßenbauamt auf die Masten der Hochspannungsleitung schreibt. Wie aber soll die Predigt beschaffen sein, daß sie recht hineinzünde in diese träge Problemmasse von arm und reich, hoch und niedrig? Der Dorfpfarrer sagt einmal der Frau Gräfin, die er wiederholt in ihrem Schloß aufsucht: «In Wirklichkeit gibt es nur eine einzige Familie, die große menschliche Familie, und deren Oberhaupt ist unser Herr. Und sie, die Reichen, hätten seine Lieblingskinder sein können. Denken Sie an das Alte Testament: die Güter der

Erde sind dort oft genug ein Unterpfand für himmlische Gnade. War es etwa nicht ein recht köstliches Vorrecht, unbelastet von den zeitlichen Fronpflichten geboren zu werden, die aus dem Leben der Bedürftigen nichts anderes machen als ein eintöniges Sichabrackern um die unmittelbarste Notdurft, einen zermürbenden Kampf gegen den Hunger, gegen den Durst, gegen den unersättlichen, tagtäglich sein Recht fordernden Magen? Ihre Häuser sollten Häuser des Friedens und des Gebetes sein. Hat Sie denn niemals die Treue gerührt, mit der die Armen in ihrer Herzenseinfalt an dem Bilde festhalten, das sie sich von euch Reichen machen? Ihr redet ja immer von ihrem Neid, ohne zu verstehen, daß sie sich weniger nach euern Besitztümern sehnen als nach jenem Unbestimmbaren, das sie auch gar nicht benennen können und das manchmal ihre Einsamkeit bezaubert, nach dem Traum von Pracht und Größe: ein armseliger Traum, der Traum eines Armen, und doch von Gott gesegnet.» Dieser täuschende, aber schöne Wahn ist das Erbteil des Armen, er ist eines der wesentlichsten Teile der Armut, ja, er ist ohne Zweifel die Armut selbst. Aber kann denn die Armut behoben werden, und wenn das möglich wäre, hätte es einen Sinn, wo doch die Einteilung in Reiche und Arme irgendeinem großen, allumfassenden Gesetz zu entsprechen scheint?

Herbert Hug.

(Schluß folgt.)

Zur politischen Diskussion

Indonesien

Wir veröffentlichen hier eine auf den im Februarheft der «Neuen Wege» publizierten Artikel von Pfr. K. Strijd über Indonesien Bezug nehmende Zuschrift samt der Antwort unseres Mitarbeiters. Leider zwang uns unsere chronische, lästige Platznot zu einigen Kürzungen bei beiden Artikeln.

I

Der Artikel «Holländische Stimmen zum Indonesischen Konflikt» von Kr. Strijd in der Februarnummer der «Neuen Wege» läßt mir keine Ruhe. Mein Mann (geborener Holländer, jetzt aber Schweizer) und ich sind in den zwanziger Jahren während sieben Jahren auf Java gewesen. Auch jetzt noch sind wir in Verbindung mit etlichen holländischen Freunden, die dort unter schwersten Verhältnissen zivile Aufbauarbeit leisten.

Es erstaunt mich, daß Kr. Strijd von der Radiorede gar nichts erwähnt, welche Königin Wilhelmine am 7. Dezember 1942 hielt. (Zusage freier Zusammenarbeit der Einwohner aller Inseln im Rahmen einer Union.) Ihr Wort ist noch immer anerkannt; nie dachte die holländische Regierung — nach der Befreiung des Indischen Archipels von den Japanern — daran, wieder das alte Kolonialsystem aufzubauen. Auch erwähnt Herr Strijd nichts davon, daß sowohl Soekarno wie Hatta